

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 132 (1966)
Heft: 7

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

China

Die am 9. Mai im Westen der Chinesischen Volksrepublik (in Sinkiang) durchgeführte Kernexplosion «mit thermonuklearem Material» – es war der *dritte Kernwaffenversuch Chinas* – führte im Westen zu einer Kontroverse, ob es sich tatsächlich um eine *Wasserstoffbombe* gehandelt habe. Nach Auffassung französischer Atomsachverständiger handelte es sich um eine «*verstärkte Atombombe*», das heißt um eine Atombombe, die thermonukleare Stoffe, wie Tritium, Lithium oder Deuterium, enthält, welche eine größere Wirkung ermöglichen. Die amerikanische Atomenergiekommission, welche unmittelbar nach der Explosion die *Sprengkraft* der Bombe auf 130 000 t TNT geschätzt hatte, gab 10 Tage später zu, daß die Explosionskraft 200 KT betragen habe. Die erste chinesische Atombombe, welche am 16. Oktober 1964 zur Explosion gebracht worden war, hatte eine Stärke von nur 20 KT.

Der Fortschritt Chinas innerhalb von gut 1½ Jahren ist also auf jeden Fall *sehr* beträchtlich. China reiht sich dadurch unter den Atom-mächten vor Frankreich ein, und die Raschheit der Entwicklung zeigt, daß Peking offenbar über ausgezeichnete Atomwissenschaftler verfügt. z

Indien

Nach der neuen chinesischen Nuklear-explosion forderten die Abgeordneten der indischen Kongreßpartei, welche die Regierung stellt, sowie Mitglieder anderer nichtkommunistischer Parteien die indische Premierministerin, Frau *Indira Gandhi*, auf, sie solle die Herstellung von Atombomben für Indien anordnen, damit das Land der chinesischen «Erpressung» begegnen könne. Frau Gandhi erklärte indes, für Indien sei es wichtiger, die Landesverteidigung allgemein auszubauen, als

sich zur Atommacht zu entwickeln. – Der indische Außenminister *Singh* warnte anderseits die Atom-mächte, daß die bisher atomwaffenfreien Staaten eines Tages *gezwungen* sein könnten, selber Kernwaffen zu entwickeln, wenn die nukleare Bedrohung und Erpressung nicht aufhören. *Singh* forderte von den Atom-mächten Garantien dafür, daß die Nichtatom-mächte keinesfalls atomarer Erpressung ausgesetzt würden. z

Österreich

Österreich wird in nächster Zukunft eine aus Reservisten gebildete *territoriale Sicherheits-truppe* aufstellen, welche die Befestigungsanlagen besetzen und den beweglichen Einsatzverbänden den Rücken decken sollen. Im Gegensatz zum linearen Grenzschutz sollen sie den Aufbau einer tiefgestaffelten Verteidigung ermöglichen. z

LITERATUR

Gefechtsschießübungen. Von Oberst i.Gst. Matthias Brunner. 157 Seiten, 122 Figuren und Kartenskizzen. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1966.

Der als langjähriger Kommandant der Eidgenössischen Schießschule Walenstadt bekannte Autor schließt sein Buch über die Anlage und Durchführung von Gefechtsschießübungen mit folgender Feststellung: «Die wechselseitigen, engen Zusammenhänge zwischen Führung und Ausbildung lassen erkennen, daß ein guter Führer ein guter Ausbilder und ein guter Ausbilder auch ein guter Führer sein muß und daß die gelegentlich bekundete Auffassung, der eine brauche nicht unbedingt die Qualität des andern zu besitzen, an den Realitäten vorbeizieht und falsch sein muß. Überall, wo Führer und Ausbilder ein getrenntes Dasein führen, jeder seine eigenen Wege geht und eine enge, ständige Zusammenarbeit fehlt, werden Folgen übelster Art kaum ausbleiben.» Auf dieser Erkenntnis und Grundlage ist der Stoff aufgebaut, und der Verfasser stellt von Anfang an die Ausbildung und Erziehung zueinander in engste Beziehung. Das Schießen des Einzelkämpfers oder des einzelnen Mannes als Teil des Verbandes hängt von der Disziplin ab. Die Erziehung des Soldaten, verbunden mit einer gründlichen Ausbildung ergeben die Feuersdisziplin des Kampfverbandes. Das Treffen wiederum ist das Resultat der Ausbildung, der Einsatz im scharfen Schuß Gradmesser der Disziplin und damit der Erziehung. Diese Feststellungen scheinen heute wichtiger zu sein als je, vor allem darum, weil gewisse Leute Mühe haben zu erfassen, welches die Zielsetzung unserer dienstlichen und außerdienstlichen Schießausbildung ist. «Schießen ist weder Sport noch Kunst; Schießen ist eine Existenzfrage.» Ein weiterer wesentlicher Hinweis auf die Gefahr, in Mitteln den Zweck zu sehen, liegt in der Feststellung, daß Gefechtsschießen die praktische Nutzenanwendung der Schießlehre darstellen. Die Schießlehre vermittelt dem Führer die Unterlagen zum zweckmäßigen Einsatz der

Feuermittel. Feuer wiederum ist das entscheidende Führungsmittel auf allen Stufen und in allen Gefechtsarten. Es ist daher zweckmäßig, daß der Verfasser einleitend die feuertaktischen und feuertechischen Begriffe klarstellt, als Grundlage für das Verständnis der weiteren Kapitel, in denen er dem Gefechtsschießen folgende Faktoren zugrunde legt:

- Das *Gelände*, als unabänderliche Gegebenheit,
- das *Übungsthema* (Übungsanlage), als beabsichtigter Übungszweck,
- die *Scheibenstellung*, als Verwirklichung der Absicht.

Die geschickte Wahl des Geländes dient der Darstellung eines Übungsthemas, also der Anwendung in Form der Demonstration oder des Einexerzierens, wobei gleichzeitig den Forderungen nach Sicherheit Rechnung getragen werden muß. Das Gelände soll charakteristisch sein, damit es wirklichkeitsnahe und anregende Übungen erlaubt und zudem soll es die Einhaltung der Sicherheit erleichtern.

Nach einem Überblick über die mögliche Auswahl von Themen und die Grundsätze der Übungsanlage und Durchführung, erläutert der Verfasser die Übungsgestaltung im Rahmen eines bestimmten Themas. Aus seiner reichen praktischen Erfahrung heraus wird dem Leser das Wesentliche in taktischer und technischer Hinsicht vermittelt. In engster Verbindung dazu steht die Fertigkeit der Scheibenstellung, sind doch einerseits die Forderungen der Sicherheit, andererseits die Ansprüche auf möglichst wirklichkeitsnahe Darstellung des Gegners zu berücksichtigen.

In einem Anhang wird ein Auszug aus dem Reglement «Sicherheitsvorschriften für Gefechtsschießen» aufgeführt, die die Ausführungen ergänzen und vervollständigen. Zusammen mit den 112 Figuren und Kartenskizzen bildet das Buch eine ausgezeichnete Grundlage für jeden Führer und Ausbilder, der sich mit der Durchführung und Leitung von Gefechtsschießübungen zu befassen hat. Wa.

Die 50. Infanteriedivision 1939 bis 1945. Herausgegeben von der Traditionsgemeinschaft 50. Infanteriedivision. 440 Seiten, 203 Abbildungen und 46 Kartenskizzen. Verlag Kurt Vowinckel, Neckargemünd 1965.

In seiner Ausführlichkeit und strengen Sachlichkeit vermittelt das Buch ein prägnantes Bild all der Höhe- und Tiefpunkte in der Geschichte der kampferprobten Division. Ihr Weg führte sie zunächst nach Polen und Frankreich. Hier durchbrach sie westlich von Bray in harten Kämpfen, welche sehr eingehend und wirklichkeitsnah geschildert werden, die französischen Stellungen am Chemin des Dames und an der Aisne. Tapfer und gewandt sich schlagende Alpenjäger fügten der Division recht empfindliche Verluste zu. Im Frühjahr 1941 kämpfte sie im Rahmen der 12. Armee in Griechenland um die Metaxaslinie. Der erste Angriff auf die «Feste Hellas», die eine Paßstraße nach Thrazien deckte, mißlang, weil die Stärke der Werkanlage unterschätzt wurde. Durch stärkste Artilleriezusammenfassung brachte man sie am zweiten Angriffstage zu Fall. Eine halbe Stunde lang hämmerten über 100 Granaten pro Minute auf das moderne Werk. Diesem Trommelfeuer hielten die Nerven der Besatzung, die über 400 Mann zählte, nicht stand. Von ihm gelähmt, raffte sie sich zu spät zur Gegenwehr auf. Im Rußlandfeldzug kämpfte die Division meist im Verbands der 11. Armee. Sie durchbrach am Dnjestr die Stalinlinie und war an der Eroberung der Krim, die der Division zur zweiten Heimat wurde, mitbeteiligt. Es folgten die wochenlangen erbitterten Kämpfe um die Festung Sewastopol im Dezember 1941 und im Juni 1942, die plastisch dargestellt und aufschlußreich sind. Zur Ergänzung der Kampfschilderungen leistet das Buch von W. Winkler, «Inferno Sewastopol», gute Dienste (Besprechung in ASMZ Nr. 3/1963, S. 151).

Nach zweimonatigen Abwehrkämpfen am Unterlauf des Terek (Kaukasusfront) begann mit dem Jahre 1943 für die 50. Division ein unglaublich schwieriger Rückzug. Er führte

sie, oft unter starkem feindlichem Druck und bei großen Geländeschwierigkeiten, 500 km westwärts und endete im Kubanbrückenkopf, wo die Division den reinsten Lagunen- und Dschungelkrieg zu führen hatte. Bei einer Verfolgungsaktion benötigte in diesem Gelände ein Bataillon 4½ Stunden, eine Strecke von 500 m hinter sich zu bringen. Hier zeigte sich, daß der Russe von ungangbarem Gelände andere Begriffe hatte als die Deutschen, was diese zu ihrem eigenen Schaden bald erfuhren.

Im Oktober 1943 stand die Division wieder auf «ihrer» Krim, wo sie die vor 2 Jahren durchstoßene Landbrücke von Perekop in der umgekehrten Richtung verteidigen mußte und anschließend an der aussichtslosen Verteidigung Sewastopols teilnahm. Da der Räumungsbefehl Hitlers zu spät eintraf, warteten am 12. Mai 1944 10 000 deutsche Soldaten der Krimarmee umsonst auf eine Evakuierung. Von diesen gehörten etwa 2800 zur 50. Division, deren Weg nach einem Einsatz zwischen Njemen und Bobr sowie in Ostpreußen schließlich in Dänemark endete. An Toten und Vermißten verlor sie rund 11 000 Mann.

Die Divisionsgeschichte liest sich sehr flüssig. An Hand der zahlreichen Kartenskizzen lassen sich die in knapper, aber bildhafter Sprache beschriebenen Kampfphasen gut verfolgen. Das Buch hat Anspruch darauf, von militärisch interessierten Kreisen beachtet und gelesen zu werden.

Oberstlt. O. Jaggi

Feldherren und Panzer im Wüstenkrieg. Von Hermann Büschleb. «Die Wehrmacht im Kampf», Band 40. 107 Seiten, 21 Karten, 3 Gliederungsskizzen. Verlag Kurt Vowinkel, Neckargemünd 1966.

Die Herbstschlacht «Crusader», in welcher die britische 8. Armee am 18. November 1941 aus den Stellungen an der ägyptischen Grenze hervorbach und die eingeschlossene Festung Tobruk entsetzte, ist Gegenstand eines schmalen, aber sehr gewichtigen Bandes. Die hin und her wogenden Kämpfe werden auf Grund der Quellen beider Seiten ins Einzelne gehend geschildert, so daß sich für die Führung von Panzeroperationen gute Hinweise gewinnen lassen. Sorgfältig sind die jeweiligen Stärkeverhältnisse rekonstruiert; das entscheidende Gewicht der Versorgung im Bewegungskrieg mit verzahnten Fronten wird in seiner Auswirkung auf die taktische und operative Führung analysiert. Die stärkere Abnutzung und geringere Regenerierfähigkeit der deutsch-italienischen Armeen bewirkten schließlich, daß die Cyrenaika vorübergehend aufgegeben werden mußte, obwohl die Briten die schwereren Schläge hatten einstecken müssen, aber sich einen steten Fluß an Verstärkungen und Versorgungsgütern hatten sichern können.

Gut herausgearbeitet ist der durch die Feldherren auf beiden Seiten geprägte Führungsstil. Auf britischer Seite eine fast starre Systematik, die genau nach Plan phasenweise vorgeht, weder momentane Chancen nützt noch Krisenlagen durch gegenseitiges Aushelfen zu meistern weiß. Auchinleck hält enge Verbindung mit der 8. Armee und wechselt mitten in der Offensive deren zu Pessimismus neigenden Oberbefehlshaber aus. Auf deutscher Seite eine überaus wendige Führung, die ihren Impuls von Rommel erhält, der überall an den kritischen Punkten persönlich auftaucht – oder es doch versucht, was aber über mehrere Tage hinweg dazu führt, daß er über die Gesamtlage

der Panzergruppe Afrika einfach nicht mehr genügend im Bild ist und dadurch eine überaus kritische Lage heraufbeschwört, die größtenteils durch das selbständige Handeln seines von ihm getrennten Stabes gemeistert wird. WM

Die Geschichte der Luftnachrichtentruppe.

Band I. Von Oberstlt. K. O. Hoffmann. 350 Seiten. Verlag Kurt Vowinkel, Neckargemünd 1965.

Die deutsche Luftnachrichtentruppe des zweiten Weltkrieges ist jenen schweizerischen Offizieren noch in frischer Erinnerung, die sich in den Krisenmonaten der Jahre 1939, 1940 und wieder 1943 mit den im deutschen Grenzraum auftauchenden Navigationshilfen befassen mußten und das Luftkriegsgeschehen im Dritten Reich aus den Funknetzen der Flugmeldekompanien der «Ln» in einer etwas anderen Optik verfolgen konnten, als es die offiziellen Wehrmachtsberichte etwa darzustellen pflegten.

Im vorliegenden Werk unternimmt es Oberstlt. Hoffmann mit außerordentlichem Fleiß und unter Inanspruchnahme eines großen Quellenmaterials, über das ein an sich schon wertvoller Anhang Aufschluß gibt, die Geschichte der Luftnachrichtentruppe und ihrer Vorläufer bis zum September 1939 nachzuzeichnen. In einem noch in Vorbereitung befindlichen zweiten Band, dessen Studium und Auswertung für uns noch wesentlich ergiebiger sein dürfte, sollen Organisation, Einsatz, Erfolge und Mißerfolge der «Ln» vom September 1939 bis zum Mai 1945 geschildert werden.

Rund ein Fünftel des Bandes I ist der Nachzeichnung der Tätigkeit der Übermittlungstruppe im ersten Weltkrieg und in der «schwarzen Reichswehr» gewidmet. Man wird aus diesen Kapiteln speziell die Schilderung des Konkurrenzkampfes zwischen der Nachrichtentruppe des Heeres und der aufstrebenden Luftnachrichtentruppe genießen. Die Schwierigkeiten einer Anpassung der Führungseinrichtungen an festgelegte Einsatzgrundsätze der Flugwaffe sind ja auch bei uns nicht ganz unbekannt. Die deutsche Luftwaffe hatte es bei ihrer offiziellen Konstituierung am 1. März 1935 vor allem dem damaligen Generalstabschef, General Wever, und seinem Nachrichtenspezialisten Martini (dem späteren General der Luftnachrichtentruppe) zu verdanken, daß die organisatorische und materielle Rüstung der «Ln» genau auf jene der Luftwaffe und der Flabartillerie abgestimmt wurde. Der zweite Teil des Bandes I umfaßt die Entwicklung der Luftnachrichtentruppe von 1935 bis zum Kriegsausbruch 1939, der dritte die Schilderung der Einsätze dieser Truppe von der Rheinlandbesetzung 1936 bis zur Annexion der Tschechoslowakei und des Memellandes im Frühjahr 1939. Breiten Raum nimmt dabei die Schilderung der Leistungen der Legion Condor im spanischen Bürgerkrieg ein, deren Einsatz auch für die Luftnachrichtentruppe zum eigentlichen Versuchs- und Experimentierfeld für Material und Erfahrung wurde.

Es darf in diesem Zusammenhang festgehalten werden, daß die Erfahrungen aus einem Kriegsschauplatz mit besonderen Bedingungen nicht ohne weiteres auf andere Verhältnisse übertragbar waren. So schreibt der Verfasser im Hinblick auf die Beurteilung der Einsatzbereitschaft der «Ln» kurz vor Ausbruch des Weltkrieges für das Sondergebiet der navigatorischen Sicherung von Feindflügen über größere Distanzen: «Man hatte sich getäuscht,

als man annahm, die Blindflugausbildung sei auf einem sehr hohen Stand. Es war schließlich ein Unterschied, ob man mit den gut klappen den Mitteln der Funknavigation einen eigenen oder einen fremden Flugplatz anflieg oder ob man ein im 'Feindgebiet' befindliches Ziel finden mußte.» Man wird gut daran tun, auch beim Studium der Ereignisse auf den großen militärischen Experimentierfeldern der Gegenwart oder bei der Beurteilung des eigenen Ausbildungsstandes stets wieder Einschränkungen dieser Art Rechnung zu tragen.

Abschließend möchten wir noch unserem Bedauern darüber Ausdruck verleihen, daß sich der Verfasser nicht dazu entschließen konnte, seine guten fachlichen Schilderungen ganz von den emotionalen Eindrücken des damaligen Subalternoffiziers zu trennen. Man wird Sätze der folgenden Art hierzulande kaum goutieren und möchte wünschen, daß der erwartete zweite Band diesbezüglich noch einer Säuberung unterworfen werden möge.

(Zur Annexion Österreichs): «In seinem Buch 'Mein Kampf' hatte Adolf Hitler schon auf Seite 1 geschrieben: 'Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich.' So war es nicht verwunderlich, daß er auf eine Wiedervereinigung mit den noch außerhalb der Reichsgrenzen liegenden 'deutschen Gauen' drängte.»

(Zur Annexion der Tschechoslowakei): «Die Begeisterung der Bevölkerung für die sie vom tschechischen Joch befreienden Soldaten war groß.» Bo.

Raeder, Hitler und Skandinavien. Von Carl-Axel Gemzell. 386 Seiten. Athenäum-Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1965.

Anläßlich des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses 1945/46 bestritt der deutsche Großadmiral Raeder, Hitler die Besetzung Norwegens aus rein strategischen Gründen suggeriert zu haben. Vielmehr, so behauptete Raeder, sei der deutsche Überfall vom April 1940 nur unternommen worden, um einer bereits im Gange befindlichen alliierten Aktion zuvorzukommen. Diese Auffassung wurde auch noch von Professor W. Hubatsch in seinem bekannten Buch über den Norwegenfeldzug verfochten; damit schien die deutsche Version der Ereignisse zumindest als teilweise gerechtfertigt, weil die alliierten Absichten gegen die norwegischen Häfen nachträglich auch von alliierter Seite zugegeben werden mußten.

Nun hat aber ein schwedischer Historiker das ganze Problem nochmals aufgerollt und dabei auch Akten und Unterlagen beigezogen, die im Moment des Nürnberger Prozesses noch nicht vorlagen oder von der deutschen Verteidigung absichtlich nicht erwähnt wurden, da sie die deutschen Handlungen nachträglich in einem weniger günstigen Licht erscheinen lassen.

Der schwedische Verfasser weist aktenmäßig nach, daß der Griff nach Norwegen schon viele Jahre vor Kriegsausbruch in deutschen Marinekreisen diskutiert und erwogen wurde, wobei vor allem die Denkschrift des Admirals W. Wegener eine große Rolle spielten. Auf Grund der Erfahrungen des ersten Weltkrieges, der die Einschließung der deutschen Schlachtflotte in der engen deutschen Bucht sah, schlug Wegener vor, die deutsche Flotte müsse sich im nächsten Kriege der norwegischen Häfen bemächtigen, um über eine geographisch besser gelegene Operationsbasis in der Flanke der englischen Ostküste und näher am Atlantik

gelegen zu verfügen. Das strategische Hauptziel der deutschen Marine sollte nicht mehr die Seeschlacht mit dem nunmehr materiell weit überlegenen britischen Gegner in der engen Nordsee sein, sondern der Angriff starker deutscher Überwasserstreitkräfte gegen die Lebensadern des britischen Reiches im Atlantik, das heißt die Handelsschifffahrt und deren eventuellen Geleitschutz. Solche Operationen konnten von deutschen Nordseehäfen aus infolge der britischen Fernblockade von schweren deutschen Seestreitkräften nicht mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden (im ersten Weltkrieg hätte auch der völlig ungenügende Aktionsradius der deutschen Schiffe solche Operationen verhindert), dagegen boten die norwegischen Häfen bessere, näher gelegene und navigatorisch günstigere Absprungsbasen. Noch viel günstiger allerdings lagen die Häfen an der französischen Westküste, an deren Inbesitznahme aber in den Jahren zwischen 1920 und 1936 kein vernünftiger deutscher Marineoffizier zu denken wagte. Erst in den Jahren unmittelbar vor Kriegsausbruch hat man der Planung in Richtung auf die westfranzösischen Häfen größere Aufmerksamkeit zugewendet, ohne deshalb das Norwegenprojekt etwa fallenzulassen, da die Chancen der Westoffensive sehr skeptisch beurteilt wurden.

Gemzells Buch behandelt sodann den Abschnitt zwischen dem 10. Oktober 1939, als Raeder Hitler erstmals auf die strategischen Vorteile einer Besetzung Norwegens, nötigenfalls mit Hilfe der Russen (!), aufmerksam machte (obwohl damals noch gar keine Hinweise auf eventuelle alliierter Absichten vorlagen), und dem 14. Dezember 1939, dem Datum der Hitlerschen Weisung an das Oberkommando der Wehrmacht, die Aspekte einer Operation gegen Norwegen zu studieren. In einem zweiten Band sollen die Ereignisse und Überlegungen bis zum 9. April 1940 behandelt werden.

Die vom Verfasser zusammengetragene Dokumentation ist außerordentlich reichhaltig, besteht doch das Buch etwa zur Hälfte aus Fußnoten, was es nicht unbedingt zu einer leichten Lektüre macht. Auch wenn man dem Verfasser in der Bewertung einzelner Dokumente nicht unbedingt folgen muß, so darf sein Buch doch als vorbildlich objektive und vollständige Arbeit bezeichnet werden.

Interessanterweise wurde von der deutschen Marine weder vor noch nach 1940 kaum je die Frage aufgeworfen, was geschehen wäre, wenn im April 1940 die Engländer Norwegen und die Deutschen daraufhin Dänemark besetzt hätten. Abgesehen davon, daß die neutralen Norweger wohl eine britische Besetzung auch nicht gerne gesehen hätten und nunmehr vielleicht auf die Deutschen als «Befreier» gewartet hätten, wären die Briten nach der Niederlage Frankreichs gar nicht mehr in der Lage gewesen, die zur Besetzung Norwegens nötigen mindestens 100 000 Mann samt Flugzeugen und Marineteilen in Norwegen zu belassen und mit Nachschub zu versorgen, da England im Sommer und Herbst 1940 jeden Mann, jedes Gewehr und vor allem jedes Flugzeug für die Heimatverteidigung brauchte. Deutschland hätte also in Norwegen kampfflos als Befreier landen können, dabei zumindest die Unterstützung von Teilen der norwegischen Bevölkerung gefunden, während die Engländer bei der Räumung im Sommer 1940 zweifellos noch viel größere Verluste erlitten hätten, als dies

im Frühjahr 1940 tatsächlich der Fall war. Im Falle eines englischen Verbleibens in Norwegen jedoch wären die britischen Nachschubtransporte und Stützpunkte schweren Angriffen der überlegenen deutschen Luftwaffe sowie von Seestreitkräften von den nahegelegenen dänischen und deutschen Stützpunkten ausgesetzt gewesen, die unter den damaligen Voraussetzungen für Deutschland nur günstig ausgehen konnten. Dieser andere Aspekt der Skandinavienoperationen würde es ebenfalls verdienen, einmal in Form einer Studie untersucht zu werden. Tatsächlich war der deutsche Sprung nach Norwegen, der die Kriegsmarine um rund ein Drittel ihres Bestandes schwächte, ab Juni 1940 gar nicht mehr nötig, da Norwegen sich nach der Niederlage Frankreichs deutschen Wünschen kaum noch hätte widersetzen können und für die atlantische Seekriegführung nunmehr die günstigeren französischen Häfen zur Verfügung standen. Da aber von der deutschen Flotte im Herbst 1940 praktisch nur noch ein Kreuzer und einige Zerstörer einsatzbereit waren (alle anderen waren in Norwegen entweder gesunken oder schwer beschädigt worden), konnte Deutschland bis zum Winter 1940/41 weder mit schweren Seestreitkräften im Atlantik auftreten noch eine Invasion Englands mit kampfkraftigen Kriegsschiffen unterstützen. Gemzells interessantes Buch läßt die Frage zu, ob der Norwegenfeldzug wirklich ein strategisches Meisterstück war. J.M.

Hindenburg und der Staat. Von Walter Hubatsch. 395 Seiten. Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1966.

Als Feldherr und Soldat ist Hindenburg schon öfters gewürdigt worden; für den militärischen Bereich hat er überdies in seiner Autobiographie das Selbstbildnis hinterlassen, welches er als treffend ansah. Schlechter informiert sind wir über den Politiker, denn Hindenburg hat sich über sein Verhältnis zu allem Staatlichen nur selten klar und direkt geäußert. Im Grunde stand er diesen Problemen ahnungslos gegenüber und begnügte sich mit der Übernahme gängiger Urteile anderer. Walter Hubatsch erhellt nun diesen Themenkreis etwas. Seine Schilderung der politischen Laufbahn Hindenburgs legt die Schwerpunkte auf den Untergang der deutschen Monarchie und den Aufstieg Hitlers. Dabei unterdrückt der Autor zwar nicht jede Kritik an Hindenburg und an der Rolle, welche er bei diesen Vorgängen spielte, er bringt sie jedoch außerordentlich diskret vor und ist zu wohlwollendem Entschuldigen rasch bereit. Auch geht es kaum an, zu behaupten, für Hitler sei der Weg zur Diktatur nicht schon mit der Reichskanzlerschaft freigeworden, sondern erst durch den Tod Hindenburgs. Wohl sah dieser als Reichspräsident mit Unbehagen, wie der von ihm berufene Regierungschef im Juni 1934 nach dem angeblichen Röhm-Putsch Massenmorde veranlaßte und bald darauf die Juden in ihren bürgerlichen Rechten zurücksetzte. Bezeichnenderweise rügte indessen Hindenburgs Protest nicht diese Rassendiskriminierung an sich, sondern bloß den Umstand, daß sie auch Frontkämpfer aus dem ersten Weltkrieg betraf. In seiner Vertrauensseligkeit verkannte er bis zuletzt die Dämonie des böhmischen Gefreiten und ließ sich von dessen Beschwichtigungen immer wieder einlullen. Geistig lebte er eben auch als Greis noch im längst verflossenen Kaiserreich Wil-

helms I. und Bismarcks, in dem er seine Mannesjahre verbracht hatte.

Etwas mehr als die Hälfte des Buches ist nicht darstellender Text, sondern Quellensammlung; sie enthält – teils vollständig, teils im Auszug – Briefe, Denkschriften und Berichte aus der Feder Hindenburgs über Unterredungen und Sitzungen. Dieses reiche Material war der Öffentlichkeit bisher oft nicht zugänglich; es stammt vor allem aus dem Nachlaß des Marschalls im Familienarchiv. Walter Hubatsch hat also großen Gelehrtenfleiß auf sein Werk und die Stoffsammlung dafür verwendet; mit wesentlich weniger Sorgfalt hat man sich leider beim Druck des Bandes begnügt. BJ

Der Faschismus, Geschichte und Gefahr. Von Otto Straßer. 108 Seiten. Verlag Günter Olzog, München 1966.

Als Beiheft 3 zur Zweimonatsschrift «Politische Studien» des Verlages Günter Olzog, München/Wien, ist diese Studie des ehemaligen Nationalsozialisten Otto Straßer erschienen, der unserer jüngeren Generation kaum noch geläufig sein wird, vor und nach der Machtergreifung Hitlers jedoch eine der bekanntesten Figuren im großen politischen Spiel gewesen ist. In den Kampfjahren des Nationalsozialismus, also in den zwanziger Jahren vor der Machtergreifung Hitlers, gab es in dieser neuen politischen Bewegung zwei Richtungen, wovon die eine, schließlich siegreiche, von Hitler, die andere von Gregor Straßer, dem Bruder Otto Straßers, geführt wurde. Nach der Machtergreifung, in der berühmten «Mordnacht» des 30. Juni 1934, hat Hitler diesen gefährlichsten seiner Gegenspieler ebenfalls beseitigen lassen. Otto Straßer, der die diktatorischen Ambitionen Hitlers schon früher als sein Bruder erkannt hatte, hatte schon vorher einen gegnerischen Kampfband gegründet, die sogenannte «Schwarze Front», die allerdings ohne wesentlichen Einfluß auf den Gang der Geschichte geblieben ist. Otto Straßer mußte ins Exil fliehen. Er ist in diesen Jahren etwa auch einmal in der Schweiz aufgetaucht und hat eine Zeitlang probiert, die Gegner Hitlers in aller Welt um sich zu scharen. Da aber seine frühere Tätigkeit im Rahmen des Nationalsozialismus bekannt war, waren ihm hierbei keine besonderen Erfolge beschieden. Während 22 Jahren weilte er so im Ausland, bis er 1955 nach Deutschland zurückgekehrt ist und sich nun nur noch als Publizist betätigt.

Otto Straßer versucht in dieser Schrift, den «Faschismus» als das eigentliche schwarze Schaf hinzustellen, während er den Nationalsozialismus als geistig bestimmte revolutionäre Bewegung – so wie sein Bruder und er ihn vertrat – in Schutz zu nehmen versucht. Die dazu nötigen Konstruktionen sind etwas unklar; im übrigen wird nicht viel Neues oder Unbekanntes produziert. Sein Buch muß sehr kritisch gelesen werden. Es enthält immerhin eine große Anzahl interessanter Zitate und eine Darstellung des Faschismus, die in vielen Zügen treffend ist, was angesichts der eigenen Erfahrung nicht verwundert.

Otto Straßers These ist, die alte Ordnung des Liberalismus habe sich als unfähig erwiesen und erweise sich noch als unfähig, die drängenden Probleme des Massenzeitalters zu lösen. Darum müsse das Abendland, wenn es die unmenschlichen Systeme von Kommunismus und Faschismus vermeiden wolle, einen «dritten Weg» suchen. Diese Lösungsmöglichkeit nennt Straßer «Solidarismus», womit glücklicherweise

wieder einmal ein neuer «Ismus» geboren wäre. Was nun aber darunter zu verstehen ist, bleibt offen. Straßer schreibt: «Der Solidarismus, der den Menschen zur Grundlage seiner Ordnung hat, sieht in Wirtschaft und Staat nur Mittel, nur Voraussetzungen zur Entfaltung der Persönlichkeit.» Die möglichst vom Staat freie Entfaltung der Persönlichkeit aber war bisher ein Programm des Liberalismus. Warum soll man das eigentlich umtaufen?

Nun – einige gehen wir mit folgenden Formulierungen: «Wer die Freiheit des einzelnen und seiner Selbstverwaltungsschöpfungen im Namen des Staates einschränkt, ist ein Faschist! Wer die Macht des Staates preist und vergrößern will, ist ein Faschist! Wer dem Staat immer neue Aufgaben überträgt und ihn und seine Bürokratie dadurch immer stärker macht, ist ein Faschist!» – «Oder ein Kommunist», kann man hinzufügen. Hoffen wir, daß sich diese Meinung Bahn bricht. Su–.

Die deutschen Waffen und Geheimwaffen des zweiten Weltkrieges und ihre Weiterentwicklung. Von Rudolf Lusar. 5., stark überarbeitete und erweiterte Auflage. 379 Seiten. 113 Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1964.

In vier Auflagen hat bisher das Buch der deutschen Waffen und Geheimwaffen einem weiten Leserkreis Kenntnis vom deutschen Kriegsmaterial gegeben, das die deutsche Wehrmacht im letzten Krieg verwendet hat. Als Deutschland im Jahre 1939 den Krieg entfesselte, war es auch in waffentechnischer Hinsicht nicht auf einen «Weltkrieg» vorbereitet. Die wenigen Jahre, die zwischen Hitlers Machtergreifung und dem Polenfeldzug für die Aufrüstung der Wehrmacht zur Verfügung standen, reichten nicht zur rüstungsmäßigen Vorbereitung eines weltweiten Krieges zu Lande, zu Wasser und in der Luft aus. Daß es Deutschland dennoch gelang, Waffen zu beschaffen, die richtungweisend für fast alle Militärmächte geworden sind (einschließlich die Russen, die außer den Raketenwaffen das 8,8-cm-Flab-18/36/37-Geschütz für ihre Truppen übernahmen und dieses zum Beispiel auch im Koreakrieg in hoher Zahl und mit Erfolg verwendeten), verdient in der Erinnerung festgehalten zu werden. Auf den deutschen Waffen und den mit ihnen gemachten Erfahrungen werden heute und noch in naher Zukunft die Waffen der Großmächte in West und Ost aufgebaut.

Lusars Buch, welches in der neuen Auflage wesentlich mehr und erweiterte technische Daten der Handfeuerwaffen, Artillerie und Panzer bringt, ist ein Standardwerk, das auf dem Pult keines Kriegshistorikers des zweiten Weltkrieges fehlen darf. PG

Allgemeine Erkenntnisse auf dem Gebiete des Schießens und Treffens. Von Oberst Hans Brändli. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1966. 24 Seiten. Kommissionsverlag Beer & Co., Zürich 1966.

Das vorliegende Neujahrsblatt handelt nicht von eigentlich technischen Problemen, sondern von allgemein wahrscheinlichkeits-theoretischen Überlegungen, die sich bei einläßlichem Überdenken des Schießvorganges ergeben. Die Rechnungen sollen vor allem einen informativischen Charakter haben, um dem Leser die neuen wahrscheinlichkeits-theoretischen Methoden etwas näher zu bringen, befassen sich doch die

hervorragendsten Theoretiker aller Großstaaten in zunehmendem Maße mit den gestellten Fragen.

In einer morphologischen Betrachtung des Schießvorganges werden die zahlreichen Probleme, deren Lösung oder Beherrschung für das Treffen erforderlich sind, behandelt, insbesondere die Zielfehler und die Geschößstreuung, die auseinandergehalten werden. Eingehend wird das Schießen von automatischen Flabkanonen gegen rasch fliegende Ziele dargestellt.

In einem «rechnerischen Exkurs» wird eine allgemein gültige Formel für die Treffwahrscheinlichkeit hergeleitet, die für das Flabschießen, für Steinwürfe und Bogenschießen, für Artillerie- und Gewehrschießen, also für alle Schießvorgänge, gilt. An Hand dieser Formel werden die beiden Grenzfälle für sehr hohe und sehr niedrige Kadenz untersucht und die Ergebnisse graphisch dargestellt. Es ergibt sich, daß die Treffwahrscheinlichkeit oberhalb einer bestimmten Schußzahl nur schwach zunimmt, weshalb es keinen Wert hat, allzu lange Feuerstöße zu schießen, und weiter, daß die Wahrscheinlichkeit, ein Ziel gegebener Größe mit einem Feuerstoß zu treffen, bei sehr großer Kadenz kleiner ist als bei kleiner Kadenz. Andererseits liegt es auf der Hand, daß eine Kanone, die jede Minute nur einen Schuß schießen kann, für das Flabschießen überhaupt nicht in Frage kommt. Um diesen Widerspruch zu lösen, muß die Forderung gestellt werden, gegen ein Ziel innerhalb einer bestimmten Zeit eine bestimmte verlangte Treffwahrscheinlichkeit zu erreichen. W. St.

Das deutsche Dreyfus-Geheimnis. Eine Studie über die Beziehungen zwischen Regierungssystem und Außenpolitik. Von Ernst-Otto Czempel. 179 Seiten. Scherz-Verlag, München/Bern/Wien 1966.

Die Sensation der Jahrhundertwende bildete die berühmt-berüchtigte Affäre Dreyfus, jenes französischen Offiziers, den man in einem weltweiten, mit Interesse verfolgten Prozeß im Jahre 1894 als «Spion des deutschen Generalstabes» anklagte, degradierte und zu lebenslänglicher Haft verurteilte sowie nach Südamerika, auf die berühmte Teufelsinsel, verbannte. Als Alfred Dreyfus dieser Prozeß gemacht wurde, wußte die deutsche Regierung, daß er unschuldig war. Der eigentliche Täter, der französische Offizier und deutsche Agent Esterhazy, saß in der Schweiz in Sicherheit. An seiner Stelle mußte Dreyfus, der nichts mit der Spionageaffäre zu tun hatte, büßen und kam erst nach Jahren durch den publizistischen Feldzug der Liberalen (angeführt von Emile Zola) wieder frei.

Warum schwiegen die Deutschen? Der Autor, ein junger deutscher Historiker, löst jetzt das «deutsche Dreyfus-Geheimnis». Auf Grund der Akten des Auswärtigen Amtes belichtet er das Intrigenspiel zwischen dem deutschen Militärattaché, Oberstleutnant von Schwartzkoppen, dem deutschen Botschafter in Paris, Graf Münster, und den diplomatischen und militärischen Zentralen in Berlin. Auch Wilhelm II. und sein Verbündeter Kaiser Franz Joseph, ja sogar der russische Zar, Nikolaus II., wußten über dieses Geheimnis Bescheid, und an den Kaiserhöfen beschäftigte man sich rege mit dem Fall Dreyfus.

Czempel bemüht sich mit Erfolg, dem Leser klarzulegen, welcher Zusammenhang zwischen

dem Fall Dreyfus und dem wilhelminischen Regierungssystem betreffend das Spannungsfeld der internationalen Beziehungen bestand, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß dieses Problem weit über die Dreyfus-Affäre hinauswächst. PG

Die Juden und das Deutsche Reich. Von Erwin Reisner. 245 Seiten. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach/Zürich 1966.

Wenn in der Verlagsanzeige zu diesem hochpolitischen Thema gesagt wird: «Der Verfasser bemüht sich in seinem hochinteressanten Werk um eine gedanklich klare, sachliche und leidenschaftlose, sorgfältige Darstellung vom philosophischen Standpunkt aus», so stimmt das letztere nicht ganz. Der Autor ist nämlich nicht vorwiegend Philosoph, sondern Theologe, was an seiner negativen Haltung gegenüber der Aufklärungsepoche am deutlichsten wird. Als deutscher Protestant glaubt er den Urgrund des deutschen Antisemitismus christlich deuten zu müssen, und zwar wegen der jüdischen Ablehnung von Christus als dem Messias der Juden. Hier haben aber – wenigstens bei den Nationalsozialisten – noch urgermanische Vorstellungen mindestens so stark mitgewirkt. Richtig sagt der Autor, daß eine besondere Haßsituation entstanden sei, weil sich die Juden und die Deutschen in so vielem gleichen, denn: «Der Hassende haßt im Gehäßen unbewußt sich selber.» Die meisten Juden als «das auserwählte Volk» glaubten fälschlich, die Welt in ihrem Sinne ändern zu müssen, wobei sie ihre Auserwähltheit mehr als einen angeborenen Vorzug denn als Auftrag Gottes auffassen. Außerdem würden die Juden, ganz ähnlich wie die Deutschen, einem Blutmythos anhängen. Als Fichte lehrte: «Am deutschen Wesen muß die Welt genesen», hätten die Deutschen begonnen, den Juden ähnlich zu werden («Hier kommt wieder der alte Wahn eines Volkes zum Vorschein, seiner eigenen Vorzüglichkeit wegen von Gott auserwählt oder doch mindestens durch die Auserwähltheit von allen bevorzugt worden zu sein»). Der Autor schreibt: «Es ist darum so absurd, stolz darauf zu sein, daß man Jude ist, aber es sollte ebenso als absurd, ja als absurder erkannt werden, auf sein Deutschtum stolz zu sein – als noch absurder, weil der Jude immerhin von Gott erwählt wurde, während der Deutsche sich selber erwählt hat. Der Jude hat seine Erwählung nur mißverstanden, der Deutsche aber hat sie gefunden.»

Das Buch ist gespickt mit theologischen Begriffen, die dem Laien Schwierigkeiten bereiten werden. Als Ganzes ist es eine tief-schürfende Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus, wenn auch nicht alle seine Wurzeln aufgezeigt werden konnten. Ein überzeugendes Rezept, wie man diese Haßsituation überwinden könnte, hat der Autor auch nicht anzubieten. Seine Analyse könnte immerhin beide Seiten zur Besinnung führen. su

Adresse für Abonnements- und Inseratbestellungen, Grad- und Adreßänderungen:

Huber & Co. AG, Abteilung ASMZ
8500 Frauenfeld, Telefon 054 7 37 37
Postcheckkonto 85-10

Bezugspreise:
Jahresabonnement Fr. 15.–, Ausland Fr. 18.–
Einzelnnummer Fr. 1.50 + Porto